

Literatur-Rundschau

Beatrice Dernbach/Wiebke Loosen (Hg.): *Didaktik der Journalistik. Konzepte, Methoden und Beispiele aus der Journalistenausbildung*. Wiesbaden: Springer VS/Springer Fachmedien 2012, 473 Seiten, 49,95 Euro.

Die Antipode Theorie und Praxis geben seit Jahrzehnten Diskussionsstoff in der journalistischen Aus- und Weiterbildung. Zitate und Aphorismen zum Verhältnis von Theorie und Praxis dokumentieren das Trennende und zeitgleich die Höherbewertung des Einen über das Andere – eine ewige Divergenz? Mittlerweile herrscht weitgehend Konsens darüber, dass beides gleichermaßen gebraucht wird.

Und dass die Theorie-Praxis-Verzahnung funktioniert, dokumentiert der Herausgeberband der Bremer Fachhochschulprofessorin Beatrice Dernbach und der am Hans-Bredow-Institut tätigen Privatdozentin Wiebke Loosen. Vorgestellt werden Best-Practice-Beispiele, wie didaktische Konzepte, theoretische, methodische und praktische Kenntnisse und Fähigkeiten, die in unterschiedlichen Ausbildungseinrichtungen – Hochschulen und verschiedene Aus- und Weiterbildungseinrichtungen – vermittelt werden. Wissenschaftler wie Praktiker kommen gleichermaßen zum Zuge und stellen Ideen, Ziele, Vorgehensweisen, Methoden und Erfahrungen ihrer Lehre vor. Jedoch keine der Journalistenschulen wollte sich mit einem Beitrag beteiligen. Mög-

licherweise, weil dort immer noch das Primat der Praxis herrscht.

Die gelungene Verknüpfung von kommunikationswissenschaftlicher Theorie und Forschung sowie handwerklicher Praxis ist der erklärte Wille berufsbezogener Ausbildung. Vermittelt werden sollen folgende Kernkompetenzen: Fachkompetenz, Sachkompetenz, Vermittlungskompetenz, Soziale Orientierung, Technikkompetenz, Organisations- und Konzeptionskompetenz. Ziel ist es, den Studierenden neben einer umfassenden journalismustheoretischen und -praktischen Ausbildung fundierte Standards wissenschaftlicher Arbeit zu vermitteln. Ob diese Ziele auch in der Praxis umgesetzt werden, reflektieren im ersten Teil des Buches Wissenschaftler und Praktiker. Ob das Konzept der Journalistenausbildung an Hochschulen gelingt, darüber sind sie geteilter Meinung. Einig sind sie sich, dass im Team-Teaching die größte Chance auf Erfolg liege.

Der Vermittlung verschiedener Themenfelder und einzelner Lehrinhalte gilt das zweite Kapitel. Vorge stellt werden Rollen- und Planspiele sowie Beispiele für projektorientiertes oder fallbezogenes Arbeiten in der Schnittmenge Theorie und Praxis. Weiter geht es mit den How to do-Konzepten: Dem klassischen Handwerk und Medientraining von der Recherche, über das Reportage schreiben zum Radiomachen und Fernsehen – Best-Practice-Beispielen zum Nachmachen haben sich

sieben Beiträge gewidmet. Beispiele aus Theorie und Praxis integrierenden Lehr- und Lernumgebungen stellen sechs weitere Autoren vor.

Globalisierung und Internationalisierung spiegeln sich auch im Angebot verschiedener Ausbildungsgänge wieder. Sei es als Veranstaltungskonzepte, sei es als institutionalisierte Kooperationsprogramme.

Der Sammelband ist für alle in der Journalistenausbildung Pflicht, da sich darin sowohl Reflexionswissen als auch gute Beispiele für nachahmenswertes Handeln finden. Kritisches und Nachdenkliches stehen am Schluss in vier Kommentaren und Zwischenrufen mit einem gehörigen Schuss Endzeitstimmung für den Journalismus und die Journalistik. Dass das seit 30 Jahren bestehende Modell der hochschulgebundenen Journalistenausbildung im Bologna-Zeitalter noch so umgesetzt wird, stellt Siegfried Weischenberg im vorletzten Satz infrage. Anders ist aber nicht immer schlechter. Besser steht es auf jeden Fall um die Fachdidaktik. Die hat sich in den vergangenen Jahrzehnten verbessert. Das dokumentiert der Sammelband.

Renate Hackel-de Latour, Eichstätt

Melanie Kretschmer-Elser: Kritische Reflexionen zur Medienkompetenz. Frankfurt am Main: Peter Lang 2011 (= Mensch und Gesellschaft, Band 19), 124 Seiten, 25,80 Euro.

Neue Medien konfrontieren uns mit neuen technischen Möglichkeiten und sie konfrontieren uns zugleich mit neuen virtuellen Welten, die mehr noch als Apparate und Technologien Verhaltensunsicherheiten mit sich bringen. Wo

diese Unsicherheiten allein mithilfe von technischen Lösungen oder juristischen Regelungen nicht zu beheben sind, wird der Ruf nach Medienkompetenz laut – und zwar in der Volksschulpädagogik ebenso wie in der wissenschaftlich betriebenen Medienethik. Was genau man aber meint, wenn man auf der Notwendigkeit von Medienkompetenz beharrt, ist oft unklar und wird häufig nicht einmal thematisiert. Dem will die junge Medien- und Sozialpädagogin Melanie Kretschmer-Elser abhelfen und stellt daher in der Peter-Lang-Schriftenreihe „Mensch und Gesellschaft“ „Kritische Reflexionen zur Medienkompetenz“ an.

Als Ausgangspunkt dient ihr Dieter Baackes Konzept von Medienkompetenz, welches sie teils als „klassisch“, teils als „herkömmlich“ bezeichnet. Seine u. a. von Noam Chomsky und Jürgen Habermas inspirierte medienpraktische Perspektive wird dann mit den kritischen Anmerkungen von Tilmann Sutter, Michael Charlton und Hans-Dieter Kühr konfrontiert und schließlich um medienphilosophische Überlegungen ergänzt. Dabei beruft sich die Verfasserin auf Sybille Krämer, Marshall McLuhan und Niklas Luhmann, sie diskutiert das Spezifische der Mittelbarkeit des Mediums und beleuchtet Krämers Vorstellung vom Medium als von einem Boten. Nach dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung mit zwei unterschiedlichen Medienbegriffen, zeigt Kretschmer-Elser, warum unsere Vorstellung von Medienkompetenz ihrer Ansicht nach gewinnt, wenn wir einen erweiterten medienphilosophischen Medienbegriff gebrauchen.

Diese von ihr vorgeschlagene Erweiterung wird schließlich an einem

exemplarisch angeführten Computerspiel (Civ-City-Rom) erprobt. In einem letzten Resümee würdigt die Autorin sowohl das medienpraktische Kompetenzverständnis, das sich auf eine sinnvolle Nutzung medialer Inhalte und technischer Geräte konzentriert, als auch das von ihr favorisierte medienphilosophische Kompetenzverständnis in der Tradition von Sibylle Krämer. Da bei letzterem der Fokus auf der Mittlerrolle des Mediums liegt, lässt sich die medienphilosophische Medienkompetenz – so Kretschmer-Elser – gut an sich wandelnde mediale Errungenschaften angleichen und ist weitgehend unabhängig von dem je aktuellen technischen Medium.

Es ist zweifellos richtig, dass wir sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft sehr viele Begriffe verwenden, ohne uns tatsächlich Gedanken gemacht zu haben, was genau wir unter diesen Begriffen verstehen. Dies kann zu groben Verständigungsschwierigkeiten führen und ist insbesondere bei Modebegriffen wie dem der Medienkompetenz äußerst problematisch. Von daher ist der Vorstoß der Verfasserin, klären zu wollen, was „Medienkompetenz“ eigentlich bedeutet, auf jeden Fall zu begrüßen. Leider lässt die Ausführung jedoch die erforderliche Klarheit und Verständlichkeit vermissen. Für Kenner der von ihr behandelten Autoren mögen ihre Ausführungen dennoch gewinnbringend sein. Wer aber nicht auf Krämer, McLuhan oder Luhmann spezialisiert ist, wird sich schwer tun, hinter den begrifflich überladenen und dabei oft unpräzisen Formulierungen die Botschaft zu erkennen, welche die Autorin ihrem Publikum vermitteln will.

Claudia Paganini, Innsbruck

Petra Grimm / Heinrich Badura (Hg.): *Medien – Ethik – Gewalt. Neue Perspektiven.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2011 (=Medienethik, Band 10) 278 Seiten, 34,00 Euro.

Der Sammelband beschäftigt sich mit einem Dauerthema – sowohl der Wissenschaft als auch der öffentlichen Diskussion. Die 20 Autoren und Autorinnen, die in verschiedenen Fachdisziplinen verortet sind, widmen sich dem komplexen Interdependenzgefüge von medialer Gewalt und ethischen Problemen. Die Publikation soll, so der Ko-Herausgeber Heinrich Badura, im Sinne einer Qualitätssicherung, Weiterentwicklung und schöpferischen Umsetzung bestehender exzellenter Erkenntnisse „zu einer proaktiven Revision bestehender einschlägiger Denk- und Handlungsmodelle“ (S. 10) beitragen und „einen sowohl wissenschaftlich als auch gesellschaftlich und multipolitisch erforderlichen Paradigmenwechsel“ (ebd.) mitbewirken.

Die Mitherausgeberin Petra Grimm führt zu Beginn in die Diskussion um die medienethischen Dimensionen der Gewaltproblematik ein. Dabei legt sie besonderen Wert auf zeitgemäße Definitionen von medialer Gewalt sowie die Beschreibung von Wirkungspotenzialen von Gewalt, die sich über Angebote des Internets und auch über die Nutzung mobiler Medien ergeben.

Der Band gliedert sich insgesamt in fünf unterschiedlich gewichtete Kapitel. Zunächst (I.) wird von Michael Kunzick der Versuch unternommen, den Forschungsstand zur umfassenden Thematik der Wirkungen und Gefährdungen medialer Gewalt aufzuarbeiten. Helmut Volpers formuliert anschließend den wesentlichen Forschungsbedarf im

Hinblick auf die Risikopotenziale des Web 2.0 für Kinder und Jugendliche. Im darauffolgenden Kapitel (II.) wird das Thema Cybermobbing im Kontext der ethisch-moralischen Entwicklung von Heranwachsenden diskutiert. Während sich zunächst Burkhard Liebsch mit einer psychologisch-philosophischen Perspektive mit der Schädigung virtueller Identitäten und der damit einhergehenden Verletzung einer Person beschäftigt, erörtern die anderen Autorinnen dieses Kapitels, inwieweit sich Cybermobbing von face-to-face-Mobbing der unmittelbaren Lebenswelt unterscheidet. Ferner werden international vergleichende Studien zum Phänomen des Cyberbullying vorgestellt. Zudem präsentiert Sabine Mosler die Web-Selbstschutz-Plattform JUUUPORT, auf der Jugendliche eine peer-to-peer-Beratung bei Problemen im Netz anbieten.

Im III. Kapitel zur Normativität in Narration, Berichterstattung und im Diskurs erläutert Rainer Leschke zunächst, inwieweit Gewalt ein „wesenhaft hybrides und geschichtetes Phänomen“ ist, dessen Darstellung immer an eine bestimmte Wertarithmetik gebunden ist, und das nicht unabhängig von den normativen und ästhetischen Logiken bestehender Mediensysteme betrachtet werden kann. Dennis Gräf analysiert in seinem Beitrag die Darstellung und Erzählmuster von Gewalt in der Krimiserie „Tatort“, wobei er über einen Zeitraum von 40 Jahren Veränderungen der Kontextualisierung und Ästhetisierung von Gewalt aufzeigen kann. Weitere Artikel in dem Kapitel konzentrieren sich auf die Darstellung von Gewalt in den Nachrichten und die sozial-ethische Verantwortung der Journalisten, sowie auf die Berichterstattung

über die Attentate der RAF sowie den Anschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001. Das Kapitel endet mit einigen kritischen Überlegungen von Kurt Röttgers zur Legitimations-Rhetorik, die im Kontext der Erklärung und Deutung von Gewaltphänomenen in den Medien benutzt wird.

Im IV. Kapitel wird auf verschiedene ethisch-moralische Indifferenzen eingegangen, indem zuerst auf den in den 1990er Jahren diagnostizierten Entmoralisierungsprozess verwiesen wird und darauf, dass Menschen eine immer größere Distanz zu medienvermittelter Gewalt einnehmen. Vor dem Hintergrund einer „Karnevalisierung“ von Sex, Brutalität und Gewalt in den Medien warnt Mariola Sulkowska-Janowska vor einer zunehmenden Empathielosigkeit und Unsensibilität gegenüber Gewaltopfern. Rainer Winter referiert im Anschluss daran Ergebnisse einer umfassenden qualitativen Untersuchung von Horrorfilmfans und Sarah Chaker stellt ihre Erkenntnisse über die Rezeption und Aneignung von Death Metal-Musik und gewaltverherrlichender Musikvideos vor. Beide Autoren plädieren für eine differenzierte Betrachtung kulturell-ästhetischer Codierungen von Gewalt und der Berücksichtigung der Reflexionsfähigkeit ihrer Rezipienten.

Das letzte Kapitel (V.) bündelt vier Beiträge, die sich mit den juristischen und ethischen Herausforderungen der Onlinekommunikation auseinandersetzen. Zum einen werden EU-politische Maßnahmen und zum anderen wird die Rechtslage zur Verfolgung und Sanktionierung der Verbreitung von Kinderpornographie besprochen. Der Band endet mit einem Ausblick über die kulturelle Entwicklung der „realen

Virtualität“ und einigen Prognosen von Klaus Wieglering über das Leben in „imaginären“ Welten.

Die Beiträge des Buches behandeln recht heterogene Gegenstandsbereiche und bauen nur bedingt aufeinander auf. Das weite Spektrum an Themen und Disziplinen spiegelt die Vielfalt medienethischer Problembereiche – nicht nur bezogen auf neue Formen der Onlinekommunikation – wider. Der Sammelband liest sich insgesamt gut und gewährt selektiv einen gewinnbringenden Einblick in den Zusammenhang von „Medien-Ethik-Gewalt“ vor dem Hintergrund des Wandels von Medien(technologien). Es wird deutlich, dass moderne „Mediengewaltphänomene“ grundsätzlich einer medienethischen Betrachtung und eines öffentlichen Diskurses bedürfen. *Dagmar Hoffmann, Siegen*

Alexander Filipović /Michael Jäckel/ Christian Schicha (Hg.): Medien- und Zivilgesellschaft Kommunikations- und Medienethik. Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2012 (= Schriftenreihe Kommunikations- und Medienethik, Band 1), 318 Seiten, 29,95 Euro.

Das Herausgeberwerk dokumentiert die Ergebnisse der Tagung „Medien- und Zivilgesellschaft“, die vom Netzwerk Medienethik und der DGPK-Fachgruppe Kommunikations- und Medienethik organisiert wurde und im Frühjahr 2011 an der Hochschule für Philosophie in München stattgefunden hat. Der Band ist zugleich der erste Teil der neu eingerichteten Schriftenreihe „Kommunikations- und Medienethik“, die dem medienethischen Diskurs künftig einen adäquaten Publikationsort geben soll. Thematisch in vier Bereiche gegliedert, beschäftigen sich die

Beiträge verstärkt mit Analysen der Zivilgesellschaft, der Medienethik, der Medienregulierung und den jeweiligen Konstellationen aus Medien- und Zivilgesellschaft im Kontext ethischer Fragestellungen. Es werden Möglichkeiten und Strategien der Zivilgesellschaft diskutiert, die medienethisches Handeln fördern. Ferner geht es um Aspekte konstruktiver Konzepte zur Herstellung von Öffentlichkeit und Möglichkeiten der Qualitätssicherung von Medienangeboten. Auch die Rolle des Publikums im Rahmen sozialer Netzwerke und des Journalismus sowie die der Medienselbstkontrollinstanzen werden erörtert.

Manfred Mai zeigt in seinem Beitrag „Die organisierte Zivilgesellschaft und ihre Verantwortung für die Medien“ die Dilemmata bei der begrifflichen Schärfung von Zivilgesellschaft auf und unterscheidet die Makroebene der Gesamtgesellschaft und die Mikroebene der Zivilgesellschaft als Produzent oder Rezipient von Medien. Eine besondere Relevanz schreibt er den Online-Medien zu, die eine analytische Trennung und eine klare Zuweisung von Verantwortung weiter erschweren. Kontroverse Positionen werden in diesem Band vereint, wenn einerseits der Begriff Zivilgesellschaft von Karsten Weber als unbrauchbar für medienethische Fragestellungen beurteilt wird, während Tobias Eberwein et al. Aktivitäten im Social Web als wirksame journalistische Qualitätssicherung durch zivilgesellschaftliche Akteure betrachteten.

Verschiedene Beiträge arbeiten anhand aktueller Fallbeispiele Probleme der Medien- und Zivilgesellschaft auf. Mehrere davon beschäftigen sich mit dem Thema WikiLeaks und nutzen dies zur exemplarischen

Analyse und Standortbestimmung für medienethische Fragen der Zivilgesellschaft. Der Beitrag von Friedrich Krotz „Wikileaks, Flashmobs und Co“ nimmt hier eine dezidiert kritische Perspektive ein und versucht Wikileaks als Ergebnis medialer, politischer und sozialer Entwicklungen zu verorten. Er plädiert für eine Perspektivenerweiterung der Kommunikationswissenschaft und eine Renovierung von traditionellen Öffentlichkeitskonzepten, um Phänomene wie u. a. Wikileaks angemessener analysieren zu können.

Caja Thimm beschreibt in „Wikileaks und die digitale Bürgerschaft“ die Leaking-Plattform und einzelne aufsehenerregende Aktionen wie „Cablegate“ detailliert und kenntnisreich. Sie hebt auf die kollaborativen Strukturen des Web 2.0 ab und problematisiert hierbei auch die nach wie vor nicht in Gänze realisierte onlinebasierte Teilhabe aller Gesellschaftsmitglieder. Ohne sich auf vereinfachende Bewertungen zu beziehen wird WikiLeaks von ihr als Symptom einer sich verändernden Öffentlichkeitskultur gefasst, deren Existenz einen wertvollen Beitrag zur kontinuierlichen (medienethischen) Diskussion um Transparenz darstellt.

Andere Aufsätze arbeiten hingegen an etablierten medienethischen Feldern und Begriffen. So offeriert beispielsweise Bernhard Debatin eine Synthese traditioneller Bürgerkompetenzen und technologiereflektierender Fähigkeiten als Kernkompetenzen der Zivilgesellschaft und Ingrid Stapf zeigt den überdauernden Wert von „Wahrheit als moralische Grundlage der Zivilgesellschaft“ auf. Claudia Paganini plädiert für eine „Medienethik als Prinzipienethik“, deren normative

Anforderungen unabhängig von aktuellen Entwicklungen Gültigkeit beanspruchen können.

In diesem Tagungsband werden Grundlagenwissen zur Medienethik und partiell bekannte Positionen zu Schlüsselbegriffen vereint, aber auch aktuelle Problemlagen aus innovativen Blickwinkeln und mit Schwerpunkt auf neuen Medienentwicklungen fokussiert. Der Band bietet daher allen an medienethischen Fragestellungen interessierten Lesern, Medienmachern, Kommunikations- und Medienwissenschaftlern eine lohnende, anregende Lektüre und eine gelungene Zusammenschau unterschiedlichster Perspektiven auf aktuelle aber auch dauerhaft virulente Problemkomplexe im Spannungsfeld von Ethik, Medien- und Zivilgesellschaft. *Karin Knop, München*

Thomas Wiedemann: Walter Hagemann. Aufstieg und Fall eines politisch ambitionierten Journalisten und Publizistikwissenschaftlers. Köln: Herbert von Halem Verlag 2012 (=Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, Band 12), 442 Seiten, 32,00 Euro.

Was unter Fachkollegen an Gerüchten und Urteilen über Walter Hagemann verbreitet war, hat nun Thomas Wiedemann in seiner Münchner Dissertation anhand von Aktenbelegen auf den Wahrheitsgehalt überprüft. Unter den drei Fachvertretern nach 1945, d'Estes (geb. 1881), Dovifat (geb. 1890), war Hagemann der Jüngste (geb. 1900). Alle drei waren Rheinländer und standen ideologisch dem Katholizismus nahe. Trotzdem zeichneten auch sie sich durch traditionelle Streithammelei aus (vgl. Weischen-

berg, S. 134, auch S. 207, Fn. 190). Sie gerieten wegen ihrer Tätigkeit zwischen 1933 und 1945 in den Verdacht, zumindest Mitläufer gewesen zu sein. D'Estier und Dovifat waren zeitweilig amtsenthoben. Hagemann, den die Amerikaner bei ihrer „Neuen Zeitung“ beschäftigten, versuchte, nach München berufen zu werden, was d'Estier empörte. Doch der Versuch blieb vergebens.

Von 1934 bis zum Verbot 1938 war Hagemann Chefredakteur der früher der Zentrumspartei nahestehenden „Germania“, zu deren Aktionären Franz von Papen zählte. Um sein an Wechsellern reiches Leben zu strukturieren, orientierte sich der Autor an der Feldtheorie des französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Im Sinne eines fachspezifischen Paradigmenwechsels wendet Wiedemann dessen Terminologie konsequent an (Habitus, Kapital, Positionierung, Macht).

Wiedemann konnte das soeben (2012) erschienene Buch über Max Weber meines ehemaligen Bochumer Doktoranden Siegfried Weischenberg, der heute in Hamburg lehrt, nicht heranziehen. Ebenso wenig die Hamburger Dissertation von Thomas Birkner über das „Selbstgespräch der Zeit“ (2012). Sie beziehen ihren theoretischen Ansatz ebenfalls teilweise von Bourdieu (1930-2002), auf den bereits 2009 ausführlicher Irene Neverla und Thomas Bauer in dem Sammelband „Journalistische Persönlichkeit“ hinweisen.

Zum Wehrdienst 1918 eingezogen, musste Hagemann sein Studium in München unterbrechen. Den Studienabschluss erreichte er dann 1922 in den Fächern Geschichte, Philosophie und Germanistik „trotz Wissenslücken“ durch seine „bedeutende dialektische Gewandtheit“ mit

„laudabile“. Einer Phase als Hauslehrer in Pommern und einer Stippvisite bei der August Thyssen Hütte in Oberhausen folgten fünf Monate Studienreise von Mitteleuropa nach Ägypten und China 1926 bereiste er Japan und Sibirien, 1927 Amerika und 1928 Afrika. Seine Reiseberichte erschienen u. a. im „Hochland“. Als Mitglied der Zentrumspartei wurde Hagemann Ende 1927 Auslandsredakteur der „Germania“.

Wiedemann protokolliert Hagemanns Schicksal seit 1933 als einen allmählichen Anpassungsprozess an die NS-Forderungen. Der Autor bezieht sich im Wesentlichen auf Belege von Hagemann selbst bei der Entnazifizierung seit 1947. Nach der Einstellung der „Germania“ vertrieb Hagemann seit Juli 1939 den „Weltpressediens Vox Gentium“, der 1941 dem von Walther Heide geleiteten Auslandsbüro im Propaganda-Ministerium unterstellt wurde und 1944 eingestellt werden musste. 1943 hatte Hagemann seinen Wohnsitz nach Bayern verlegt.

Mit Vehemenz betrieb Hagemann nach Kriegsende seine wissenschaftliche Karriere. Hilfreich waren dabei seine Mitgliedschaft zunächst in der CSU, seit 1950 in der CDU sowie seine Bekanntschaft mit dem Rektor der Universität Münster, dem katholischen Theologen Georg Schreiber und mit Emil Dovifat. 1945 wurde ihm die Leitung des verwaisten Instituts für Zeitungswissenschaft in Münster übertragen, dessen Bezeichnung in „Publizistik“ er veranlasste.

Wer damals an seinen Seminaren teilnahm, konnte nicht zweifeln, dass er die CDU-Politik Adenauers und dessen Ziel der Wiederbewaffnung teilte. Umso überraschender war, dass Hagemann ab 1957 kritische Beiträge zur Lage der Presse,

gegen die „Politik der Stärke“ und den „Irrweg der CDU“ in den „Blättern für deutsche und internationale Politik“ publizierte.

Das NRW-Kultusministerium unter Werner Schütz begann, Material gegen Hagemann zur Vorbereitung eines Disziplinarverfahrens, das im April 1959 eröffnet wurde, zu sammeln. Schon Ende 1958 kam es mit Dovifat zum Bruch. Vom Dienst suspendiert, wurde Hagemann nun auch wegen angeblicher sittlicher Verfehlungen und einer Affäre mit einer minderjährigen Studentin strafrechtlich verfolgt. Eine 100-seitige Anschuldigungsschrift führte im Detail alle z.T. unappetitlichen Vorwürfe auf. Untersuchungshaft und drohende Verurteilung durch das Landgericht Münster wegen Unzucht mit Abhängigen und Minderjährigen sowie Meineids veranlassten den Publizistik-Professor im April 1961, in die DDR zu flüchten. Bis zu seinem Ableben am 16. Mai 1964 lehrte er an der PH Potsdam auf einer Professur für Imperialismus.

Wiedemanns durchaus positive Würdigung der Verdienste Hagemanns in der Publizistikwissenschaft kommt zu dem Schluss, dass eine dauerhafte Rezeption eines Wissenschaftlers auch von wissenschaftsexternen Faktoren abhängt.

Kurt Koszyk, München

Michael Lukas: Josef Homeyer (1929 – 2010). Priester – Bischof – Europäer. Regensburg: Schnell+Steiner/Bernward Medien 2012 (=Quellen und Studien zu Geschichte und Kunst im Bistum Hildesheim, Band 5), 256 Seiten, 24,95 Euro.

Wenn einer in den 1970er Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und dem Aufstand der

1968er gegen Staat und Kirchen entscheidend zur Neustruktur der katholischen Kirche in der Bundesrepublik beigetragen hat, dann ist es Josef Homeyer. Dessen letzter Pressesprecher und bis heute Leiter der Bischöflichen Pressestelle Hildesheim, Michael Lukas, hält die vielfältigen Aktivitäten und Initiativen in der Lebensgeschichte des 2010 als Bischof von Hildesheim Gestorbenen gut dokumentiert fest. Erfreulich ist, dass er den publizistischen Bemühungen Homeyers als Sekretär der Bischofskonferenz ein eigenes Kapitel widmet.

1929 im westfälischen Harsewinkel geboren, wurde Homeyer nach seinem Studium in Münster und Innsbruck 1958 zum Priester geweiht. Nach seiner Berufung 1971 als Nachfolger von Prälat Forster zum Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, musste er gleich zu Anfang zwei große Aufgaben bewältigen: Erstens den Umzug des bis dahin in München ansässigen Klein-Sekretariats beim Vorsitzenden der Konferenz, Kardinal Döpfner, nach Bonn und den Aufbau dieses bis heute höchst wirksamen Verwaltungszentrums der Kirche in Deutschland. Zweitens wirkte er als Seiteneinsteiger zielstrebig (und immer im Hintergrund) an der „Eindeutschung“ des Konzils in der Gemeinsamen Synode der deutschen Bischöfe mit.

Durch das Scheitern des bischöflichen Nachkonzils-Experiments einer katholischen Wochenzeitung namens „Publik“ geriet dabei das katholische Verlags- und Zeitschriftenwesen erstmals in seinen Blick. Unvoreingenommen legte er es auf den Prüfstand und entdeckte das Feld der unterschiedlichsten Gewächse eines weithin ungeordneten, unkoordinierten kleinteiligen

Schrebergartens der katholischen Zunft der Journalisten, Verleger und Zeitungswissenschaftler. Entschlossen nahm er den Auftrag der Synode an, jenes publizistische Sofortprogramm umzusetzen, zu dem die Bischöfe sich nach dem Desaster um „Publik“ verpflichtet hatten. Wenn er dabei letztlich auch erkennen musste, dass das Gebiet der kirchlichen Publizistik (heute müsste man erweitern: des gesamten Medienbereichs) zwar kein Minenfeld ist, aber ein schwer zu beackender Boden mit wechselnden Früchten und Käufern, konnte er doch wesentlich Neues in Gang bringen.

Der Autor der Lebensgeschichte führt die wichtigsten Initiativen an, darunter die Einrichtung einer Zentralstelle für Medien sowie die Bestellung eines Pressesprechers im Sekretariat der Bischofskonferenz. Gescheitert ist seine Absicht, für das Presse- und Buchverlagswesen eine Holding zu gründen, die Partikularinteressen waren unüberwindbar. Doch Homeyer fand eine andere Lösung: die Gründung der Mediendienstleistungsgesellschaft, die bis heute die bischöflichen publizistischen Vorhaben zu verwirklichen sucht.

Der Autor verweist in den umfangreichen Anmerkungen auf zahlreiche Quellen für das publizistische Engagement Homeyers, kann dies aber nur in aller Kürze tun. Aus meiner eigenen Erfahrung heraus dürfte es sich lohnen, nicht nur die Impulse Homeyers im katholischen Medienbereich der 1970er Jahre umfassender darzustellen, sondern eine Gesamterforschung der katho-

lischen kirchlichen Publizistik von 1945 bis zur Jahrtausendwende vorzunehmen. Mir fallen dazu spontan Namen ein wie der des ersten Nachkriegspressbischofs Helmut Wittler, des Pressebischofs Heinrich Tenhumberg, des Vorsitzenden der Publizistischen Kommission Georg Moser, des Nachfolgers Homeyers im Amt des Sekretärs der Bischofskonferenz Wilhelm Schätzler bis hin zum Medienbischof Hermann Josef Spital.

Was schließlich die weitere Lebensgeschichte Josef Homeyers betrifft, muss man feststellen, dass das ganze Leben des ‚Priesters, Bischofs und Europäers‘ (wie der Untertitel des Buches heißt) nicht zuletzt auf seiner großen Fähigkeit zum Kommunikator ruhte. Michael Lukas lässt das deutlich erkennen an den Haltungen Homeyers etwa im Fall Küng, der noch in seine Zeit als Generalsekretär fiel, oder in seinen Bemühungen um Versöhnung mit Polen sowie insbesondere in seinen Vermittlungen als Präsident der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft. Tragisch ist zu erfahren, wie Homeyer darunter litt, dass er im Konfliktfall der Schwangerschaftsberatung zwischen den deutschen Bischöfen und Rom den römischen Entscheid nicht habe abwenden zu können. Er habe das als „den dunkelsten Moment“ in seinem Priesterleben bezeichnet, schreibt sein Pressesprecher in seinem Buch, das auch deshalb lesenswert ist, weil es ein Stück des Innenlebens von Josef Homeyer sichtbar macht. *Ferdinand Oertel*, Aachen